Haus und Welt

Schneefeld

Ich schreite im verwunschnen Winterlicht.
Der Schnee trägt gläsern seinen Widerschein,
Die Lider unter weißer Stirn gesenkt
Ragt vorn des Bergs gestorbenes Gesicht.

Mein Fuß knirscht leis, die Spuren knistern nach,
Als brennten sie von meinen raschen Schritten
Zumitt des bleichen Schnees. Der Tannicht träumt
Und atmet halb, ein Vogel schreckt sich wach,

Und flieht ins dämmerweiße Unterholz.
Ich aber spür den Harnisch meines Lebens,
Spür Blut und Leib, der im erstorbenen Feld
Ein Wunder schreitet, wie im grimmigem Stolz

Die Tat

Von Alda Bersanotti.

Gebieterisches Klopfen. Eine im Zimmer betende Frau schrickt zusammen:

„Herein!“

Vorsichtig treten zwei Karabinieri über die Schwelle.

„Wen suchen Sie?“ Entsetzliche Angst schnürt ihr die Kehle zu.

„Sie wissen es wohl!“ sagt hart der eine.

„Seit zwanzig Tagen ist er nicht mehr nach Hause gekommen,“ erwidert mit einem ergreifenden Ausdruck der Aufrichtigkeit die schwarzgekleidete Frau.

„Wer schläft hier?“ Die Karabinieri deuten auf die Kammertür.

„Meine Schwiegertochter!“ Sie öffnete die Tür; der Lichtschein der Lampe fiel auf das Bett, in dem ein junges Weib lag. Nur halb verhüllte die Decke ihre üppigen Formen: die gelöste Flut ihres dunklen Haares kontrastierte mit dem weißen Linnen. Sie fuhr empor, errötete und suchte sich zu bedecken.

„Gehen wir!“ sagte ein wenig verlegen der Mann mit der hartklingenden Stimme; kurz grüßend entfernte er sich mit seinem Gefährten. Ohne eine Aeußerung verließ auch die schwarzgekleidete Frau das Zimmer. In den Händen vergrub sie ihr totenähnliches, tränenbenetztes Gesicht... Wenn sie ihn in seinem Hause suchten, dann wußten sie, wer bei jenem unseligen Streit den Mord begangen! Es war, als sähe sie ihren Sohn verfolgt, schmachvoll gefesselt! Diesen Sohn, den sie, früh verwitwet, mit solch abgöttischer Liebe großgezogen! Nur Schmerzen und Schande hatten sie dafür gelohnt; aber wie gern hätte sie diesen Kalvarienberg ein Zweitesmal erstiegen, um ihn, wie einst als kleines Kind, wieder in ihren Armen zu haben, ihn noch schützen, retten zu können.

Auf der Schwelle erschien plötzlich das junge Weib; ein flüchtig umgeworfenes Schaltuch ließ ihre weißen Schultern, den Ansatz des Busens unbedeckt. Sie war schön. Aber der Ausdruck der Empörung prägte ihr zu schroffe Züge auf.

„Was wollten sie?“ Aus ihrer Frage klang Feindseligkeit.

„Sie suchten ihn!“ schluchzte die Mutter.

Wie im Banne eines Gedankens schwieg die junge Frau; dann durchschnitt ihre Stimme das Schweigen: „Ich hab' es satt; wenn sie ihn nur bald fingen. Er soll seine Ruchlosigkeit büßen; diese Schmach, die uns sogar, wenn wir schlafen, Verfolgungen aussetzt, muß enden. Ich will mich frei fühlen!“

„Carmela, früher betetest du mit mir für sein Heil. Magst du ihn denn nicht mehr?“

„Nein. Er hat mich zu schlecht behandelt. Ich will ihn nicht mehr, ihn, der sogar zum Mörder geworden...“

Stille lastete über dem nur von der mütterlichen Angst erfüllten Zimmer. Da erschien — als hätte ihn die stumme Verzweiflung her beschworen — der Abwesende im dunklen Türrahmen.

„Mein Sohn! Du bist gekommen! Ich presse dich an mein Herz...“ Rauh löste er sich aus ihren Armen... Sie starrte bang nach der angelehnten Tür, dem in der Sommernacht geöffneten Fenster. „Sie suchen dich!“ stieß sie mühsam hervor...“

Scheinbar sorglos warf sich der junge Mann in einen Stuhl. Ein Blick der Drohung zuckte hinüber nach der noch immer reglos dasitzenden jungen Frau, deren Augen mit kaum verhehlter Angst nach dem Fenster irrten. Wollüstig weidete sich der Mann an ihrer Qual. „Ich wagte alles, um noch einmal mit dir zusammen zu sein... freut dich das nicht?“

Er sah, daß alle Farbe aus ihrem Gesicht wich. Sie sah abermals nach dem Fenster, durch welches jetzt ein noch fernes Singen hörbar wurde. Der Mann fing den Blick auf und sagte höhnisch: „Er hat's noch immer sehr eilig!“ Das gemarterte Herz der Mutter fühlte, daß sich in ihrer Gegenwart etwas Furchtbares abspielen sollte.

„Um zwei also!“ fuhr der Mann mit der gleichen unheimlichen Ruhe fort, „wenn meine Mutter schläft...“

Jäh sprang er auf das Weib zu. „Sieh mich an!“ tobte er, sie mit unerhörter Heftigkeit schüttelnd. Seine scheinbare Ruhe hatte ihn verlassen.

„Ich bin gekommen, um ihn wie einen Hund zu töten! Dich nicht! Du gehörst mir, ich will dich nicht verlieren. Ich werde dich auf eine andere Art zu strafen wissen... Aber jetzt wirst du mir helfen, ihn zu töten... du gibst das übliche Zeichen und läßt ihn herein...“ „Nein!“ schrie sie, ihre schwindende Kraft verzweifelt zusammenraffend.

„Ja!“ wiederholte er und schüttelte sie mit brutalem Griff.

„Pietro, laß sie!... Flieh, du verlorenes Kind meines Herzens... Geh, sie suchen, ergreifen dich... Gott wird sie strafen, die Schlechten“. Aber du, Pietro, den ich verlieren muß trotz aller Tränen, die ich um dich geweint, flieh...!“

Wieder stieß er sie zurück und sie fiel — erschöpft — neben dem Tisch in die Knie. Der Mann befahl seiner Frau mit heiserer Stimme: „Du gibst das Zeichen! Wenn du mich täuschst, ihn entkommen läßt, dann bringe ich dich um,“ und mit entsetzlicher Ruhe zog er ein Stilett, dessen Scheide er funkeln ließ.

Wie durch Zauber hellte sich Carmelas schreckensbleiches Gesicht auf und nahm einen seltsamen Ausdruck der Entschlossenheit an. Ohne ein Wort zu sagen, trug sie langsam die Lampe aufs Fensterbrett und schien auf etwas zu warten.

Es war ein unheimlicher Anblick: wie der Mann, mit fieberhaft glänzenden Augen, verzerrten Zügen, lauernd, hinter der Tür stand und grauenhaft langsam — Minuten verstrichen, wie drei Menschen, deren Herzen wild schlugen, warteten, und auf jedem der Gesichter neue Qual sich ausprägte. Dann endlich unterbrach ein gleichmäßiger, gedämpfter Schritt das nächtliche Schweigen und die ersten Noten einer süßen Kanzone wurden leise angestimmt. Der Mann auf der Lauer lehnte einen Türflügel mit größter Vorsicht an, straffte den Rücken, sich zum Angriff bereit machen; die am Boden kniende Mutter erhob ihr Gesicht in wahnsinniger Angst; das Weib am Fenster beugte sich hinaus, um deutlich von draußen gesehen zu werden. Dann — wie der vorsichtige Schritt, ihr gegenüber halt zu machen schien — riß sie mit katzenartiger, unerwarteter Bewegung eine purpurrote Nelke von einem am Fensterbord stehenden Stock ab; einen Augenblick schien sie mit zusammengepreßten Lippen in die Blüte zu beißen, dann reichte sie sie jemanden, die nichts Menschliches mehr hatte — so von Entsetzen, Angst und Leidenschaft war sie erfüllt:

„Er lauert dir auf... Flieh, mein Lieb!“

Brüllend warf sich der Mann mit einem schrecklichen Fluch auf sie, schleuderte sie zur Erde; eine blutige Nelke erblühte auf ihrem Busen... und dann, während ihr Schrei dem anderen in die Nacht folgte, stürzte er hinaus.

Da erst näherte sich die Mutter, welche die grausige Tat blitzartig niedergeworfen hatte, taumelnd der am Boden Hingestreckten, die sich in den letzten Zuckungen wand, deren Gesicht

der Schleier ihrer schwarzen Haare, umhüllte, auf deren Brust die scharlachfarbene Blume des Blutes wuchsen, das rings um das Heft des Stiletts aufquoll. In schrecklicher Klarheit sah der Blick der Mutter visionär den angeklagten Sohn, der eine neue Schreckenstat begangen hatte und verloren, unrettbar verdammt war. Sie hörte den Lärm der ersten Türen, die zugeschlagen wurden, die ersten Schritte derer, welche die Schreie der Hingemordeten aus dem Schlafe gerissen; da raffte sie ihre letzte Energie zusammen, beugte sich über die blutige Brust der Toten, riß den triefenden Dolch heraus, umschloß ihn fest mit der Hand und führte Bewegungen aus, als wenn sie wiederholt zustieße.

Dann streckte sie den ersten, entsetzt Eintretenden die Hände entgegen, betrachtete die Tote mit einem seltsamen Blick unendlicher Zärtlichkeit und sagte leise:

„Ich habe sie ermordet..."

Der Mann des Erfolges

Von Jean Barreyre.

Ein Mann kann vielleicht durch die Wolken hindurch in den Himmel sehen, das Gewand Gottes erblicken, er kann vielleicht sämtliche Sterne bezwingen und das Universum durchqueren — nie aber wird er begreifen, was in der Seele einer Frau vor sich geht.

Das ist die Geschichte eines Mannes, der seit dem Tage, da sie ihm passierte, nie mehr aufgehört hat, sich zu wundern.

„Wenn du reich geworden bist, will ich dich heiraten," hatte die Frau, die er liebte, zu ihm gesagt.

„Gut!" antwortete er. Drei Wochen später war er reisefertig. Er wollte in die Welt hinaus, sein Glück zu machen.

Ihr Abschied war herzzerreißend. Das liebende Weib warf sich ihm an die Brust und schluchzte.

„Ich liebe dich, du bist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der für mich in Frage kommt. Immer werden meine Gedanken bei dir sein. Kehrst du nicht zurück, sterbe ich."

Der Mann strahlte bei ihren Worten, und trotzdem er ebenso verzweifelt war wie sie, lächelte er seine treue Geliebte fröhlich an. Für solch eine Frau könnte man wohl noch Kälte, Hunger und Durst ertragen!

Der junge Mann zog in die Welt, um Reichtümer zu sammeln. Er erlitt alle Qualen des Hungers, der Kälte und der Heimatlosigkeit. Das dauerte aber nicht lange. Er gehörte zu den Auserwählten, die Glück haben und schon nach drei Monaten fand er das begehrte Gold. Nach sechs Monaten bereits konnte er als ein Pamphylos des Glückes und reicher Mann die Heimreise antreten.

Er stürzte in das Haus der Frau, die er liebte. Freudestrahlend fand er in ihrem Zimmer.

„Da bin ich wieder!" rief er begeistert und streckte seine Arme nach ihr aus.

Aber niemand stürmte ihm entgegen.

„Hier bin ich!" wiederholte er etwas gedämpft.

„Ach . . .", kühler als die kälteste Polarnacht kam ihre Antwort. Sie blieb ihm gegenüber sitzen und rührte sich nicht.

„Ja — das sehe ich."

„Ich bin gekommen, um mich mit dir zu verheiraten," sagte er ganz ruhig und sachlich. Ich bin reich geworden.

„Du hast also Glück gehabt," sagte die entzückende Person scharf. „Ich bin nicht reich! Das Gehalt eines Bankassistenten ist sehr bescheiden. Ach — wie ist es doch ungerecht, daß die Arbeit eines gewissenhaften und zuverlässigen Mannes so schlecht belohnt wird." "

„Ja — von wem sprichst du denn eigentlich?" fragte der erfolgreiche, junge Mann.

„Von meinem Manne. Ich bin verheiratet."

„Schön?" sagte er und ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

„Ach — willst du mir etwa Vorwürfe machen? Ich dachte, es würde mindestens zehn Jahre dauern, bis du reich würdest. Wolltest du allen Ernstes von mir verlangen, daß ich mein Leben damit verbringen sollte, zu warten?"

„Aber," sagte er — — — „aber" — —

Dann schloß er den Mund ganz automatisch und hörte nur zu, was die Frau, die er geliebt hatte, noch zu berichten für nötig befand. Er verstand allerdings kein Wort davon und würde es auch nie verstehen.

„Hätte ich dir mein ganzes Leben opfern sollen? Wie konnte ich ahnen, daß du so erfolgreich sein würdest? Warum bist du denn jetzt schon zurückgekehrt? Glaubst du vielleicht, daß es erheiternd für mich ist, mich mit einem armen und unbedeutenden Mann verheiratet zu haben, wenn ich andererseits hätte einen Millionär haben können, wenn ich das vorher gewußt hätte. Aber — darf ich fragen, seit wann kann man denn eigentlich so schnell reich werden? Ich dachte, das täte man nur in Romanen! Hier laufen die Menschen herum und schinden sich von morgens bis abends, ohne auch nur ein Zehntel von dem zu verdienen, was du in wenigen Monaten errafft hast! — Ich finde, das ist direkt gemein, du hast dich einfach lumpig benommen! — Ach — ich bin das unglücklichste Geschöpf der Erde! . . ."

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Landung in Rußland

Von Robert Neumann.

Das Schiff dreht sich langsam um Kap Batum in die Bucht und steuert die Reede an. Nordöstlich, in sehr klarer Luft und greller Nachmittagssonne, liegen bewaldete Bergkulissen, kahlere, seltsam regelmäßige Kegel schauen dahinter hervor, und darüber, schon in bläuliche Fernennebel gebettet, ein Leuchten von Gletschereis. Das ist der Kaukasus. Südlich davon ein Sattel, Sumpfland, Flußland: das griechische Kolchis. Und weiter südlich, ansteigend, das zerrissene Hochland von Lasistan — Schauplatz jenes grauenhaften Hinschlachtens zahlloser armenischer Frauen, Kinder, Greise durch die regulären Truppen der erwachten Türkei.

Inzwischen ist die Mole nähergeschwommen, sichtbar wird der Uferboulevard einer russischen Provinzstadt, sichtbar werden gerade Zeilen nüchterner Häuser, sichtbar wird eine häßliche Kirche, ein Flaggenmast, die rote Fahne mit dem Hammer und der goldenen Sichel, sichtbar werden gelbe Armenier, sonnenverbrannte griechische, dunkle türkische Lastträger mit nackten Oberkörpern, selten unter ihnen ein hellhäutiger Russe. Dann klirrt die Ankerkette, Trossen fallen an Land und werden belegt, und die Brücke fällt hinaus auf die Steine des Kais der Stadt Batum, des großen Ausfuhrhafens für das russische Erdöl.

Ueber die Brücke kommt ein englischer Gentleman: der Agent. Mit ihm ein freundlicher, beleibter Herr ohne Kragen: der Seuchenarzt. Dann ein Genosse, der zum Marconisten hinaufsteigt und den Radioapparat versiegelt: im Hafen von Batum darf nicht gesendet und nicht empfangen werden. Dann zwei umgängliche Herren. Einer schlendert das Schiff entlang, blickt in die Kojen, in die Kombüse: der Zollkontrolleur. Und der andere geht zum Kapitän, trinkt artig ein Gläschen holländischen Genever und präsentiert dann die vorbereitete Quittung über das Hafengeld: 400 englische Pfund. Für ein Schiff mit 6500 Tonnen Laderaum. In englischer Originalvaluta; andere wird nicht in Zahlung genommen. Und dann kommen auch schon die ersten Moskitos herüber. Wir sind gelandet.

Die Benzintanks des Schiffes sind aufnahmebereit. Aber es ist sieben Uhr geworden und zu spät, mit dem Pumpen heute noch zu beginnen. In den Matrosenkajüten putzt man sich für den Landurlaub. Ein Herr ohne Hemdkragen kommt vom Kai auf das Schiff und wendet sich nach dem Maschinenraum. Von der Brücke ruft der Kapitän ihn an und fragt, was er wolle. Er klettert herauf. Er heiße Bruckner, und er wolle die Matrosen besuchen. Sie einladen in sein Lokal. Für heute abend. Zu einem Vortrag. Worüber? Er sagt wörtlich und wendet sich dabei halb auch zu mir: „Sie wissen, meine Herren, es gibt eine kapitalistische Weltordnung und es gibt die Sowjets —" Der Kapitän sagt: „Ich weiß." Der Genosse: „Gestatten Sie, daß die Leute zu mir kommen?" Der Kapitän, diplomatisch: „Wie die Leute ihren Landurlaub verwenden, ist ihre Sache." Der andere, etwas zu rasch: „So darf ich auch Sie einladen?" Der Kapitän muß leider an Bord bleiben. Aber der zweite Offizier wird kommen. Vielleicht. Wenn er frei ist. Der Genosse: „Ich werde deutsch sprechen. Leider kann ich nicht holländisch." Ich: „Sie sind Deutscher?" „Ich bin Oesterreicher. Aus Linz." Herr Bruckner aus Linz, der Agitator der Vereinigten Sowjetrepubliken im Matrosenviertel des georgischen Hafens Batum, empfiehlt sich höflich und geht zur Mannschaft hinüber.

Von den Matrosen sind inzwischen drei, vier sichtbar geworden, steif im Sonntagsstaat, mit frischem Hemden, mit Kappen, die Jacke schön gefaltet über den Arm gelegt. Sie spreizen die Beine, sie lachen kindlich und ungelenk im Vorgenuß abendlicher Vergnügung. Zwei rufen einen Gruß zum Kapitän herauf, gehen schwerschrittig über die Brücke, gehen an einem Genossen vorüber, der hier auf Wache steht, und verschwinden drüben in einer „Bar". Ein dritter geht, schlendert langsam über den Kai davon. Dann der vierte.

Da ereignet sich ein peinlicher Zwischenfall, und der Zufall will es, daß ich ihn von Anfang an verfolge. Dieser vierte also

schlendert eben an dem Manne vorüber, der auf Wache steht — da gleitet aus seinem rechten Hosenbein ein hellblaues Wäschestück vor und wickelt sich ihm um den Schuh. Gleich mir hat auch der Russe den Vorfall bemerkt. Er bückt sich, er zieht — nein, es ist nicht möglich, daß der Matrose ein hellblaues Trikothöschen trägt. Der Genosse pfeift um Sukkurs. Der andere Matrose, der schon glücklich drüben am Kai geht, beginnt zu laufen, wird angehalten, ans Schiff gebracht, visitiert. Ins Futter der Jacke, die er über dem Arm trägt, hat er sechs Paar Damenstrümpfe genäht. Und drei, vier Minuten später ist die kleine Brücke an Bord gezogen, sechs Zivilisten, kleine Metallschilder links an der Brust und Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten am Rücken, stehen am Kai das Schiff entlang, und vier andere energische Herren sind an Bord gekommen und sprechen recht laut. Die Mannschaft hat sich am Bug zu versammeln. Die Offiziere haben in der Kapitänskajüte zu bleiben. Einer darf mit den Herren gehen. Sie durchsuchen das Schiff.

Sie durchsuchen das Schiff von Bug zu Heck und vom Kiel bis — buchstäblich — zur Laterne am Toppmast. Sie kriechen in den Wasserbehälter, in die Maschine. Der sie begleitende zweite Steuermann macht sie ironisch aufmerksam auf die leeren Tanks, in denen Benzindampf steht: Und einer der vier Herren bindet sich eine Gasmaske vor und steigt hinunter, steigt 38 mal hinunter in 38 Benzintanks, um sie nach Seidenstrümpfen zu visitieren.

Die Untersuchung dauert zweieinhalb Stunden. Indes zwei der russischen Herren noch rasch die Leitungsröhren abklopfen, ob dort nichts versteckt ist, bringen die beiden anderen die aufgebrachte Konterbande in die Kajüte. Es sind neun Paar halbseidene Strümpfe; sie mögen in London — Eastend jedes einen Schilling gekostet haben. Und sollen nun versteuert werden, per Paar mit einem englischen Pfund. Drei Paar lagen im Maschinenraum, in ein Scheuertuch eingeschlagen, oben auf dem Kompressor. Zwei Paar waren im kleineren Rettungsboot. Vier Paar hinten im Reservekompaß, unter der Messinghülse. Und am Heck fand sich eine leere Pappschachtel für zwei Dutzend. Die mögen im Hafenwasser schwimmen, über Bord geworfen im letzten Augenblick.

Der Kapitän geht nach vorn zu den Leuten. „Wem gehören die Strümpfe?" Keiner meldet sich. Der Kapitän: „Ich bezahle jetzt und ziehe es dann allen zusammen von der Löhnung ab." Die Russen quittieren, nehmen die Konterbande mit sich. Wir haben wieder Bewegungsfreiheit.

Eine Viertelstunde später klopft es an der Kajütentür. Ein großer, schlanker Matrose mit gelbem Schopf. „Kapitän, das mit den Strümpfen ist meine Sache." „Esel. Kostet dich mehr als eine Monatslöhnung. Wozu?" Der Lange sagt: „Für die Mädel" und lächelt kindlich. Es ist eine einfache und einleuchtende Transaktion. die sich diese Matrosen erdacht haben: man kauft in London Strümpfe um einen Schilling und lebt dafür in Batum in der Hafenkneipe für mehr als ein Pfund. „Du kannst gehen." Der Blonde geht nicht. Der Blonde bittet für die Mannschaft um Vorschuß. Für Landurlaub. Er sagt: „Jetzt müssen wir Geld haben."

Und mit drei Stunden Verspätung tappen die sonntäglich gekleideten Jungen hinaus auf den Kai und in das lockende Geheimnis der Hafengassen, über denen nun schon die Nacht liegt. Von einem Kaffeehaus weht der Wind Musik herüber, spärliche Lichter wachen auf den spärlichen Schiffen und auf Kap Batum schwenkt der Leuchtturm flammende Arme weit hinaus in die Dunkelheit.

Charleston

Fritz Tuljak saß wieder einmal in der Klemme. Mit schönen Warenmustern und noch schöneren Hoffnungen ausgerüstet, hatte er seine Vaterstadt verlassen, ahnte aber schon im ersten Marktflecken, den er kreuz und quer durchstreifte, daß er leeren Wind trat. Er wollte aber der Enttäuschung nicht ins Gesicht sehen und reiste weiter. So geriet er unversehens in eine wildfremde Stadt, ohne einen Penny in der Tasche, müde wie ein Hund und hungrig wie ein Wolf.

Vor einem Gebäude, das scheinbar das beste Hotel am Platz war, machte er Halt, riß sich zusammen und trat erhobenen Hauptes ein. Dort ließ er sich ein komfortables Zimmer anweisen.

Bald saß er am Tisch vor einem reichlichen Mittagsmahl, die Ellbogen auf einer Hauptstadtzeitung und die Denkwerkzeuge zwischen den krampfhaft geballten Fäusten. So zerbrach er sich lange erfolglos den Kopf, wie er den dazugehörigen Hals aus der Schlinge ziehen könnte. Zerstreut begann er in der Zeitung zu blättern.

„Charleston in Reval" las er und dachte: „Wahrscheinlich irgendein englischer oder amerikanischer Staatsmann... Dieser hohe Gast könnte mir manchen Dollar... Ach nein, Charleston ist ja ein Tanz..." Tuljak studierte mit Interesse den Aufsatz über diesen Tanz, denn er war selbst ein großer Tanzliebhaber. Doch vom Charleston hatte er bislang keine Ahnung: in dem Provinznest, wo er wohnte, kannte man diese Neuheit nur vom Hörensagen.

„Wie nun", dachte Tuljak bis ins Innerste erregt. „Wenn ich damit bei einem heimatlichen Tanzfest Furore machen könnte!" Die lebhafte Beschreibung des Tanzes riß ihn hin und versetzte ihn in Schöpferlaune. Er sprang auf und probierte sogleich, wie es möglich wäre, sich bei geschlossenen Knien fortzubewegen. Er improvisierte eine den Schritten ungefähr entsprechende Melodie und torkelte in mehreren Drehungen durchs Zimmer. Dabei reizte es ihn, sich mit voller Wucht auf eine eingebildete Beute zu stürzen und zum Schluß auf Negerart in einen wilden Siegestanz auszubrechen.

Plötzlich blieb er wie vom Blitz getroffen mitten im Zimmer stehen, den Finger an der Stirn, mit wirrem Blick in die Ferne. Die Erleuchtung war ihm gekommen...

Er warf sich in seinen einzigen Cutaway — Modell anno 1910 — und begab sich in die Redaktion des Lokalblättchens. Im öden Raum saß dort ein junger Mann beim grellen Schein einer aus der Hinterwand starrenden Glühbirne, der Chefredakteur. Tuljak ging nach einer kurzen höflichen Vorrede sofort zum Kern der Sache über. Er erzählte, er sei Tanzlehrer, komme soeben aus dem Auslande von der Tanzakademie zu Boston und hege den Herzenswunsch, auch in dieser Stadt Estlands einen Elite-Tanzkursus abzuhalten; er bitte nun den Herrn Chefredakteur um seine ortskundige Meinung.

Der Mann von der Presse besann sich auf seine Würde als erster Journalist am Orte und verriet dem weitgereisten Tanzkünstler, daß sich gerade in diesem Augenblick die ganze Stadt so nach Charleston sehne, als gelte es die Linderung eines bohrenden Zahnwehs; im besonderen stellte er sich, was Zeitungs- und sonstige Reklame betrifft, vollkommen zu des Meisters Verfügung und versprach, auch für die nötigen Räumlichkeiten und für die Musik zu sorgen. Hocherfreut verabschiedete sich Tuljak von seinem Gönner mit einem festen Händedruck.

Auf der Straße kamen ihm einige zaghafte Bedenken. „Ach was", dachte er schließlich, „wenn andere Glücksritter sich in großen Städten als Prinzen ausgeben, warum soll ich es in diesem gottverlassenen Nest nicht als Tanzlehrer versuchen?" Bis in die späte Nacht übte er seinen selbstverfertigten Charleston. Dann sank er erschöpft und beseligt ins Bett.

Am nächsten Tage malte er auf einen Pappdeckel die Inschrift: „Fritz Tuljak, Tanzmeister aus Boston, Valencia und Berlin" und befestigte ihn an seiner Tür. Darauf besprach er mit dem Hotelbesitzer die Kosten seines vorübergehenden Aufenthalts, wobei der Herr des Hauses ein huldvolles Entgegenkommen bewies.

Jetzt mußte er noch den ihm empfohlenen Musiker aufsuchen. Er fand ihn in einer elenden Dachkammer auf einem Lager schnarchend und rüttelte ihn wach; es war ein Mann, der den größten Teil seines — nach Form und Farbe der Nase — nicht gerade trockenen Lebens bereits hinter sich hatte. Der alte Musikant war von des Tanzkönigs Plänen noch entzückter als der Chefredakteur und durch Zusicherung eines festen Honorars rührte Tuljak ihn fast bis zu Tränen.

Einiges Kopfzerbrechen verursachte allerdings das Fehlen der Noten, die Tuljak bei einem Schiffsunglück im Golf von Mexiko am Wendekreis des Krebses verloren haben wollte. Doch der Musikus erklärte tatenfroh, es werde ihm schon gelingen, diesen Krebsschaden zu beheben und seine Musik den Tanzschritten anzupassen, und so begab sich Tuljak getröstet nach Hause.

Das erste, was er in seinem Hotelzimmer vorfand, war eine Nummer des Lokalblattes, das mit Riesenbuchstaben eine Ankündigung seines Tanzkursus brachte und dazu einen Lobesartikel, um den ihn der Ballettmeister des Revaler Nationaltheaters beneidet hätte. Tuljak stöhnte dumpf auf, als er den Artikel gelesen hatte. Wieder wurde ihm angst und bang. Aber wieder entflammte er beim Gedanken an die erfolgreichen Taten des falschen Prinzen.

Noch am selben Nachmittag meldeten sich bei ihm etliche Dutzend Tanzbegierige, hauptsächlich Vertreter der „Oberen Fünfhundert" (Zehntausend wären angesichts der Einwohnerzahl eine zu starke dichterische Uebertreibung). Irgendeine schöne Hand legte 5000 auf den Tisch und die großherzige Spenderin wünschte nichts herauszubekommen, — „die edle Kunst werde sowieso viel zu niedrig bewertet". Tuljaks Brieftasche wuchs zu einem phantastischen Umfang an.

Der Kursus begann mit hundert Schülern und wurde in den feenhaft dekorierten Räumen des Sängervereins feierlich eröffnet, wobei Tuljak eine schwungvolle Ansprache hielt und die Dauer des Kursus auf zwei Wochen festsetzte. Und dann ging die Sache los.

Tuljak hielt unter seiner Schülerschar ein strenges Regiment. Da die Zeit kurz bemessen und der Tanz verteufelt anstrengend war, diente er vielen Damen zugleich als Abmagerungskur. Denen, die ihre Knie nicht geschlossen halten konnten, band Tuljak sie kurzerhand zusammen.

Und siehe da. — nach knapp zwei Wochen hatten alle Tanzzöglinge den Dreh heraus und fühlten jetzt den unwiderstehlichen Ehrgeiz, ihre Kunst auch mal vor dem Publikum der Hauptstadt zu zeigen.

Bald bot sich die Gelegenheit dazu. Ein Freiheitsdenkmal wurde enthüllt und zahlreiche Gäste trafen aus Reval und Dorpat ein. Man saß an der Festtafel, schmauste, trank und lauschte den begeisterten Reden. Beim Dessert erscholl plötzlich der Ruf: „Charleston!" Im Nebenraum nahm eine lange Reihe von Tänzern Aufstellung. Musik ertönte. Der Tanz begann.

Die Wirkung war durchschlagend. Einige der Gäste vergaßen, ihre Mokkalöffel in den offengebliebenen Mund zu stecken. Man warf sich verständnisvolle Blicke zu. Manche erstickten fast vor Lachen und vergossen Tränenbäche in ihre Taschentücher.

Plötzlich merkten die gefoppten Tänzer, von wo der Wind wehte, und mit einemmal war der Saal leer.

Man suchte den „Schuldigen", aber er war nirgends zu finden. Einen Tag vor der Tanzparade war er im Vorgefühl des Unheils spurlos verduftet. Doch gab es gütige Schiedsrichter, die sich heimlich fragten, ob wohl der echte Charleston weniger lächerlich sei, als der Charleston Marke „Tuljak"

Chloroform

Von Claude Orval

Herr Sylvestre Choutard hatte seit undenkbar langen Zeiten eine schlechte Nacht hinter sich.

Hinter seinen sicheren Rentengeldern und seiner noch sicheren Mauer unbeirrbaren Egoismus' verschanzt war Sylvestre Choutard fünfzig Jahre alt geworden, ohne jemals einen ernsthaften Zusammenstoß mit den feindlichen Mächten des Lebens erlitten zu haben. Ganz systematisch hatte er seine Augen vor jeglicher Art mitmenschlichen Leidens verschlossen, denn er haßte alles, was möglicherweise seine Ruhe stören könnte, und außerdem sah er voll Verachtung auf alle Lebensfreude und übersprudelnde Jugend. Seine Zeitung diktierte ihm die Anschauungen, die er zu haben für nötig befand, so daß Herr Sylvestre Choutard zu allem, auch noch den Beschwerden des persönlichen Denkens enthoben war.

Da trat plötzlich die Begebenheit ein, die wie eine Bombe Herrn Choutard's friedvolles Dasein gewissermaßen zersplitterte. Ein überraschend schnell eingetretenes Uebelbefinden hatte ihn dazu veranlaßt, einen Arzt aufzusuchen, der eine „augenblickliche Operation" anordnete. Die folgende Nacht war ein einziges Alpdrücken. Herr Choutard fühlte sich von starken Händen ergriffen, riß sich los, entfloh, wurde von neuem ereilt, gepackt und in einen großen Raum geschleift, in dem unzählige blanke und scharfe Instrumente in grellem Licht aufblitzten. Am nächsten Morgen erwachte Sylvestre Choutard in Schweiß gebadet. Als er etwas später auf die Straße ging, war alles verändert. Immer, wenn er irgend etwas neues sah, dachte er:

„Wenn ich das wiedersehe — dann ist es geschehn!"

Er besuchte einen Freund, der auch Arzt war, und ihm seine bösen Ahnungen bestätigte. Nach einer kurzen Untersuchung, vernahm er ein Klirren von blitzenden Instrumenten auf blanken Glasplatten, spürte einen starken Geruch von Aether und Chloroform und der Freund stellte dieselbe Diagnose, wie sein Kollege....

Daraufhin war Herr Choutard wie verwandelt. Er beschäftigte sich mit allen möglichen Dingen, die ihm früher ganz gleichgültig gewesen waren. Ganz urplötzlich entdeckte er auch seine besonders privilegierte Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Ein Bettler, der jahrelang draußen vor seinem Stammcafee gestanden hatte, und dem er nie auch nur einen freundlichen Blick geschenkt hatte und noch viel weniger einen Sou, sieht plötzlich zu seinem maßlosen Erstaunen ein Zweifrankenstück in seinen Hut fallen.

*

Es ist Nacht.

Herr Chouiard erhebt sich von seinem Krankenhausbett, kleidet sich an, öffnet ein Fenster, springt in den Hof — er muß eine Mauer übersteigen, die aber nicht sehr hoch ist, dann befindet er sich auf der Straße, wo es dunkel und leer ist. Er erwischt einen Wagen! Endlich! Herr Choutard ist daheim! Er durchwühlt eine Schublade und geht hinunter, um den Chauffeur zu bezahlen. Beschwerlich steigt er wieder die Treppen hinauf. Ach — was ist das nur? Ein gräßlicher Schmerz macht sich in seinem Leib bemerkbar. Ihm ist, als ob ein boshaftes kleines Tier mit scharfen Zähnen an seinem Fleisch nage — jawohl — jetzt entsinnt er sich — er ist vor der Operation geflohen — aber die Schmerzen — die Schmerzen —

Mit zitternder Hand schreibt Herr Chouiard auf ein Stück Papier: „Ich habe mich selbst getötet, denn ich will nicht operiert werden." —

Er löscht die Gasflamme und öffnet dann wieder den Hahn. Das Gas verbreitet sich im Raum — was für ein merkwürdiger Geruch das doch ist?

Wie riecht dies Gas komisch. Herr Choutard durchwühlt sein Gedächtnis. Plötzlich fällt es ihm ein. Das Gas riecht nach Choroform. Dann sagt er ganz laut: „Das Gas riecht nach Chloroform!"

Er erwacht. Sein Freund, der Arzt steht neben ihm und sagt lächelnd: „Nur immer ruhig. Alles ist nach Wunsch verlaufen."

Herr Choutard sieht sich erstaunt um und begreift. Es ist geschehen. Es hat also sein sollen. Dann muß es nun auch ganz anders mit ihm werden, und Herr Choutard dachte gleich darüber nach, wie das neue Leben werden sollte — denn nun wollte er leben — ein anderes und besseres Leben. — — —

Oel im Schlamme des Ozeans.

Der Gedanke, daß die Oelgewinnung der Welt aus der Durchforschung des Meeresgrundes Nutzen ziehen und gesteigert werden könnte, mag auf den ersten Blick absurd erscheinen. Gleichwohl aber hat Dr. Parker G. Trask vom Amerikanischen Institut der Petroleumforschung nach dieser Richtung praktische Vorschläge gemacht, die sich auf seine Untersuchungen des Grundes des Stillen Ozeans an der kalifornischen Küste beziehen. Auf dem Wege der Destillation hat Trask feststellen können, daß Oel in wechselnden Mengen aus den Ablagerungen gewonnen werden konnte, die er aus einer Tiefe von mehreren Fuß unter dem Ozeanschlamm zutage förderte. Der Zweck der Forschungen der amerikanischen Gelehrten, deren Arbeiten bezeichnenderweise von dem Petroleummagnaten John D. Rockefeller gefördert werden, läuft ersichtlich aber nicht darauf hinaus, den Meeresschlamm zur Oelgewinnung industriell auszunützen. Ihre Studien zielen vielmehr darauf ab, die Bedingungen festzustellen, unter denen die Lagerbildung in den Quellschichten des Petroleums vor sich geht. Von den meisten Quellschichten der gegenwärtigen Petroleumfelder weiß man ja, daß sie ursprünglich maritimer Natur sind. Man hofft auf dem Wege der Durchforschung des Meeresschlammes Aufklärung zu erhalten, die dem Geologen bei der Auffindung neuer petroleumhaltiger Zonen wertvolle Dienste zu leisten vermöchten.

Ausgebaggerte Goldmünzen.

Man schreibt aus Rom: Bei den Baggerarbeiten im Hafen von Ancona trat jüngst eine Störung ein, indem ein großes Metallstück den Ablauf aufhielt. Man nahm das zum Anlaß, um das auf dem Ponton aufgeschüttete Material zu durchsuchen und — siehe da! — es kamen einige goldene Münzen zum Vorschein. Weitere Nachforschungen förderten einen wahren numismatischen Schatz zutage. Zwar hüllen sich die Behörden, die die Sache in die Hand genommen haben, noch in undurchdringliches Schweigen, bis die Nachforschungen beendet und die Münzen katalogisiert sein werden. Wenn man aber den Zeitungen und ihren Indiskretionen glauben darf, so handelt es sich um nicht weniger als fünfhundert, meist goldene Münzen aus der Zeit von 1500 bis 1730. Darunter sollen namentlich zahlreiche Münzen deutscher Reichsstädte sein, wie Frankfurt, Nürnberg und Hamburg. Ueber den Ursprung des geheimnisvollen Schatzes gehen die Meinungen auseinander. Während die einen glauben, daß es sich um die Folgen eines Schiffsbruches einer wertvollen Ladung handelt, glauben andere, daß der Schatz von der vom Meere an dieser Stelle verschlungenen Kirche Santa Lucia stammt. Nun wird das ganze an dieser Stelle ausgebaggerte Material nachträglich sorglich gesiebt, und außerdem soll durch Taucher der Meeresgrund hier abgesucht werden.

Nichts ist weniger verheißend als Frühreife; die junge Distel sieht einem zukünftigen Baum viel ähnlicher als die junge Eiche.

*

Die uns am nächsten angehen, behalten doch immer den meisten Einfluß auf uns.

*

Die Versicherung, daß man seine Gedanken auf die Goldwage lege, darf nicht darüber täuschen, daß diese machtlos ist, wenn auch Blech auf sie gelegt wird.